

Wilfried Kriese

Der Humane Killer

Krimi



Der humane Killer ermordet unbarmherzig behinderte Menschen und solche, deren Leben, in den Augen seiner Auftraggeber nicht mehr lebenswert sind.

Die Rechtfertigung des Killers, am Ende, ist empörend und plausibel zugleich.

Dieser Thriller ist der Aufruf des Autors zum Widerstand gegen die aktive Sterbehilfe, die weltweit immer mehr Akzeptanz gewinnt.

Wilfried Kriese

DER HUMANE KILLER

Mauer Verlag
Wilfried Kriese
72108 Rottenburg a/N
Buchgestaltung Wilfried Kriese
Titelbild: Wilfried Kriese
2005
ISBN 3-937008-69-1
Alle Rechte vorbehalten

www.mauerverlag.de

www.wilfried-kriese.de

Inhalt

Vorwort	9
Mord im Altersheim	12
Mord an einem Unfallopfer	27
Mord an einem mongoloiden Jungen	39
Mord an einer krebskranken Patientin	52
Mord an einer kranken Hausfrau	65
Die Falle auf der Säuglingsstation	80

Vorwort

Einen Krimi mit einem Vorwort zu beginnen ist ungewöhnlich. Doch da das Thema dieses Buches sehr heikel ist und ich die Story schon vor einigen Jahren geschrieben habe, möchte ich mich doch noch dazu äußern.

In den letzten zehn Jahren wird die „Euthanasie“ (Sterbehilfe) in Europa, in der Bevölkerung und bei Ärzten wie Wissenschaftlern zunehmend akzeptabel. Dabei fällt auch immer mehr die Hemmschwelle, ab wann einem Leben auf Wunsch des Direktbetroffenen oder sogar gegen seinen Willen ein Ende gesetzt wird. Ab wann ist ein Leben nicht mehr lebenswert?

Für die einen ist es zum Beispiel bei Krebs im fortgeschrittenen Stadium oder bei Aids im Endstadium und bei den anderen ist dem Leben ein Ende zu setzen bei Schwerbehinderungen und bei Menschen, die alt und gebrechlich sind.

Ab wann ist nun aktive oder passive Sterbehilfe akzeptabel? Mit Sicherheit ist das eine schwere Frage und eine sehr gefährliche dazu.

Erschreckend bei dieser Diskussion ist, dass inzwischen die Sterbehilfe in manchen Europäischen Ländern in die Praxis umgesetzt wird, wie in Hol-

land. Dabei spielen aber auch mehr und mehr wirtschaftliche Gesichtspunkte eine Rolle und dass ein Kranker, Behinderter oder Sterbender als eine Last für die Angehörigen oder das enge soziale Umfeld angesehen wird und diese Belastung soll den lieben Mitmenschen erspart bleiben.

Zum Schluss dieses Vorwortes möchte ich noch erwähnen, dass ich „Der Humane Killer“ 1995 geschrieben habe und ihn bisher nicht veröffentlichen wollte, weil ich dachte, dass es ein schlechtes Buch sei, weil meiner Ansicht nach Krimi zu einer der schwersten Literaturformen gehört. Denn in meinen Augen sind 90% aller Thriller und Krimis einfach langweilig, bei denen auch gute Spannungsbögen fehlen und oft sind sie einfach nichtssagend.

So strichen die Jahre dahin und mein Schreibstil verbesserte sich zunehmend und so fand ich zudem, dass der „Der Humane Killer“ einfach nicht mehr meinem schriftstellerischen Anspruch genügt.

Doch nachdem ich im Sommer „The Humane Killer“ in Englisch veröffentlichte und der kleine Leserkreis unerwartet gut reagierte, beschloss ich den „Killer“ doch noch auf Deutsch heraus zu bringen, denn gerade in Deutschland ist dieses Buch sehr wichtig.

Da ich Legastheniker bin und sprach- und lernbehindert war, gehöre ich zu denjenigen, deren Le-

ben zwischen 1938 und 1945 nicht als lebenswert gegolten hätte und das damalige Naziregime hätte meinem Leben neben dem von Abertausenden von anderen Behinderten ein Ende gesetzt hätte.

So ist für mich klar, dass es weder in Europa noch sonst wo auf der weiten Welt soweit kommen darf, dass wieder per Gesetz bestimmt wird, ab wann ein Leben nicht mehr lebenswert ist.

Soweit zum Vorwort und nun wünsche ich Ihnen eine unterhaltsame und besonders eine meinungsbildende Zeit beim Lesen.

Wilfried Kriese

Mord im Altersheim

Erschöpft kommt Hauptkommissar Georg Brug vom Dienst nach Hause. Seit einem halben Jahr beschäftigt ihn ein Serienmörder, der in diesem Zeitraum zehn Kranke oder Behinderte und alte Menschen ermordet hat, ohne sich zu bemühen die Ermordungen zu verschleiern.

Die Vorgehensweise des Mörders ist nicht die eines Serienmörders, die meisten Opfer auf ein und dieselbe Weise beseitigt. Deshalb ist dieser Killer, mit dem Georg Brug und seine Kollegin Kommissarin Antje Huber es zu tun haben, etwas Unheimliches und Seltsames.

Bis jetzt gibt es noch keine konkreten Hinweise, was den Killer betrifft. Bekannt ist nur, dass Bekannte oder Verwandte der Opfer mit dem Killer über Zeitungsannoncen in einer unbekanntem Tageszeitung Kontakt aufnehmen.

Doch nach einem ausgiebigen Arbeitstag mit drei Überstunden möchte Georg nichts mehr davon hören. Er schreitet zur Wohnungstüre hinein und hängt seine Strickjacke an die Garderobe. Dabei steigt ihm der Geruch von Gulasch in die Nase. Sein Magen beginnt zu knurren, was ihn förmlich in die Küche treibt. Hätte er jedoch geahnt, was sich noch bei seinem aktuellen Fall herausstellen wird, wäre ihm jetzt bestimmt der Appetit vergangen.

In der Küche die mit allen Schikanen ausgestattet ist, sitzt Georgs 42jährige Lebensgefährtin, Caroline Sommer, mit der gemeinsamen Tochter Sabrina am Esstisch.

„Na endlich, da bist du ja endlich!“ begrüßt ihn Caroline mit gereizter Stimme.

„Entschuldige, aber ich mußte mal wieder Überstunden abklopfen.“

Sabrina nervend vor Hunger: „Kann ich mir jetzt endlich schöpfen oder soll ich noch warten, bis der gnädige Herr sitzt?“

Kurz darauf sind die Teller gefüllt mit Gulasch, Nudeln und Tomatensalat. Kaum ist Sabrinas Teller leer gegessen, springt sie vom Tisch auf und will in ihr Zimmer. Caroline jedoch ruft mahnend: „Halt, halt, zuerst wird der Tisch abgeräumt, und das tun wir erst, wenn alle fertig sind.“

„Ach was, Ihr seid nervig. Zuerst muss ich eine geschlagene Stunde warten, bis Georg zum Essen auftaucht und jetzt soll ich noch warten, bis der letzte mit dem Essen fertig ist. Ihr könnt mich mal gern haben!“ Ohne auf Antwort zu warten, räumt sie ihr Essgeschirr in die Spülmaschine und verschwindet in ihr Zimmer.

Sabrina ist das einzige Kind von Caroline Sommer und Georg Brug. Weil die beiden sich bisher nicht entscheiden konnten, nach 15 Jahren wilder Ehe zu heiraten, trägt das Mädchen den Nachnamen der

Mutter. Sie ist 14 Jahre alt, von molliger Statur und hat lange schwarze Haare.

Georgs Lebensgefährtin ist im Gegensatz zu ihm spontan und locker im Auftreten. Mit ihren einssiebzig Größe ist sie einen Kopf kleiner als Georg. Sie trägt gern einfache Kleidung, genauso wie Georg. Sie hat mittellanges blondes Haar und ist Brillenträgerin.

Nachdem auch die beiden vollends gegessen haben und die Spülmaschine tönt, sitzen sie wieder am Küchentisch.

Caroline fragt: „Hast du dir es endlich überlegt?“

„Was soll ich mir überlegt haben?“

„Na ob du mich heiraten willst!“

„Also ich versteh dich nicht. Früher als du noch in der Frauenbewegung aktiv warst, hast du von einem Trauschein so wenig gehalten wie von einem Haufen Hundescheiße und jetzt drängst du mich seit Monaten dazu, daß wir schnellst möglichst heiraten und dabei waren wir uns einig, diesen Fehler niemals zu begehen.“

„Ja, ja ich weiß, aber schließlich sind wir jetzt seit vierzehn Jahren Eltern und haben uns auch sonst noch verändert. Denn wenn ich mir überlege, wie du warst, als wir uns vor 22 Jahren kennenlernten, als gerade die Studentenbewegung vorbei war. Du hast nicht gerade zu den 68ern gehört, die die bürgerlichen Ansichten vertreten haben. Und wenn ich dich heute anschau, wie dir deine Dienstvorschriften oft

wichtiger sind, als einem streng gläubigen Christen die zehn Gebote, dann wird man mir ja auch noch zugestehen, dass ich das Prinzip fallen lasse, nicht zu heiraten. Georg unterbricht sie: „Ist ja schon gut und am liebsten würdest du noch ein Kind wollen, bevor du viel zu alt bist.“

„Genau. Und wenn es sich noch so kitschig anhört, aber dazu stehe ich. Zudem ist es eh Blödsinn, dass wir uns so lange aus reinem Trotz gegen eine bürgerliche Heirat sträuben, nur um zu zeigen, dass wir nicht ganz zu Spießbürgern verkommen sind. Dabei sind wir es schon seit Jahren!“

Georg genervt: „Ist ja gut, aber ich will bestimmt nicht heute entscheiden, ob ich nun den letzten Schritt, wie du es sagst, zum Spießbürgerlichen unternehmen werde oder nicht.“

Caroline möchte dazu etwas erwidern, doch Georg steht einfach schweigend auf und läuft ins Wohnzimmer, wo er sich in seinen Fernsehsessel setzt und die Nachrichten einschaltet.

In einem Altersheim wohnt die 87jährige Maria-Luise Wochner. Im Gegensatz zu ihrer Zimmergenossin, die täglich Besuch erhält, bekommt Frau Wochner nur einmal im Monat von ihrem Neffen Besuch. Zudem kommen noch ihre drei Kinder zu Weihnachten, Ostern und am Geburtstag auf Besuch. Dieser Zustand hält seit über zehn Jahren an. Dazu kommt noch, dass Frau Wochner seit einem

Jahr im Pflegebett liegt und nur noch mit Hilfe aufstehen kann.

So kommt es, dass sie immer häufiger an den Tod denkt, an Selbstmord. Nur fehlt ihr der Mut dazu. Denn sie hat Angst, dass der Selbstmordversuch misslingen könnte und dadurch, neben dem jetzigen Lebensumständen, noch mehr Unannehmlichkeiten auf sie zukommen könnten.

Eine Altenpflegerin betritt das Zimmer von Frau Wochner. Die Pflegerin ist 28 Jahre alt. Der stressige Arbeitsalltag ist ihr im Gesicht anzusehen. Zwei Betten mit Nachttischen und ein kleiner runder Tisch mit zwei Sesseln stehen in dem düsteren Raum.

Ein kleines Fenster wirft lediglich bei Sonnenaufgang helles Tageslicht herein. So muss selbst tagsüber das Licht eingeschaltet sein.

Die Altenpflegerin spricht: „Grüß Gott, Frau Wochner, dann wollen wir mal wieder ein Weilchen laufen.“

Darauf meint Frau Wochner mit einem dankbaren Gesichtsausdruck: „Ach Sie sind’s Frau Ganter. Da bin ich aber froh! Mit Ihrer Kollegin möchte ich nicht soviel zu tun haben. Die behandelt mich immer wie ein kleines Kind.“

Frau Ganter geht nicht weiter auf die Bemerkung ein, sondern hilft Frau Wochner langsam aus dem Bett heraus.

Oft denkt Frau Wochner, dass wenn alle Pflege-

rinnen und Pfleger so wären wie Frau Ganter, das Leben im Heim erträglicher wäre. Und wenn dann noch wenigstens jeden Tag oder auch nur zweimal die Woche eines ihrer drei Kinder mit den Enkeln vorbei kämen, dann würde sie sich bestimmt nicht so nach dem Tod sehnen. Doch das Gefühl der Einsamkeit ist stärker als der Wille zum Leben.

Eine halbe Stunde laufen die beiden Frauen den Flur auf und ab; eine Zimmertüre grenzt an die andere und Neonlicht sorgt für genügend Helligkeit.

Es gibt zwar auch neuere und modernere Altersheime, aber das können sich alte Menschen, wie Frau Wochner nicht leisten. Denn sie war ihr ganze Leben lang Hausfrau und ihr Mann, der vor zwölf Jahren an einem Herzinfarkt starb, war Bauhelfer und für solche Menschen hat es nur Platz in einem solchen Altersheim, in dem auch Frau Wochner auf ihren Tod wartet. Da hilft auch keine Pflegeversicherung, die ja nur einen gewissen Teil der Heimkosten abdeckt. Für den Rest soll man selber aufkommen oder das Sozialamt. Bevor aber das Amt zuviel draufzahlt, werden sozial schwächere Menschen lieber in ein billigeres Altersheim gesteckt.

Der Alltag in solch einem Heim sieht für die Bewohner immer gleich aus: Morgens aufstehen, sofern man dazu in der Lage ist, sich waschen, anziehen und dann Frühstück. Danach werden sogar einzelne Beschäftigungen wie zum Beispiel Zeichnen oder Stricken angeboten. Dann gibt es Mittagessen.

Danach ist 2 Stunden lang Mittagsruhe. Nach dem Mittagsschlaf gibt es Kaffee und Kuchen und kurz darauf wird schon zu Abend gegessen. Darauf hin sitzen dann einige Heimbewohner im Gang oder vor dem Fernsehen, wo sie auf die Nachtruhe warten. Für Bewohner wie Frau Wochner zieht sich der Tag im Pflegebett unendlich hin. Manchmal unterhält sie sich mit ihrer Zimmerkollegin, aber dazu bietet sich nur wenig Gelegenheit, weil sie mit ihrem Besuch oft außerhalb des Heimes unterwegs ist.

Frau Wochner liegt wieder in ihrem Bett und wartet auf ihren Neffen, der sie einmal im Monat besucht. Sie ist sich jedoch dieses Mal nicht sicher, ob er kommen wird. Denn die letzten Male bat sie ihn, den Killer über die Kontaktadresse, die sie von einer Heimbewohnerin bekam, zu kontaktieren, damit ihrem Leben ein Ende gesetzt würde.

Spät nachmittags steht der Neffe an dem Bett seiner Tante. „Hallo, Tante Maria-Luise.“

Sie hebt die Hand und schaut ihn lächelnd an. „Hallo Gottlob, freut mich, dass du doch noch gekommen bist. Ich habe schon befürchtet, dass du heute wegbleibst.“

Der Neffe ist 52 Jahre alt, ledig und vom Äußerlichen her eine unscheinbare Person.

Er zieht einen Sessel zum Bett und setzt sich. „Na, Tante Maria-Luise, wie geht es dir so?“

„Ach, was soll ich sagen? Du weißt doch, dass ich den ganzen Tag über hier im Bett meine Zeit abwartete. Wenn Frau Ganter nicht wäre, hätte ich außer dir niemanden.“

Ihm ist klar, dass sie gleich wieder dieselbe Frage stellen würde wie die letzten Male. Dieses Mal weiß er, wie die Antwort lauten wird.

Nach kurzem Schweigen kommt die Frage, die sich wie eine Bitte anhört. „Gottlob, möchtest du dich nicht mir zuliebe mit dem Killer in Verbindung setzen?“

„Ach Tante Maria-Luise, wenn es eine andere Möglichkeit gäbe, würde ich dir sofort helfen, aber einen Killer anzuheuern – ich weiß nicht, ob das eine vernünftige Lösung ist.“

„Ach, Gottlob, wir haben doch schon so oft darüber gesprochen und sind jedesmal nicht weiter gekommen. Ich stimme dir auch zu, dass es besser wäre, Menschen zu finden, mit denen ich leben könnte. Ja, früher war das halt anders. Da mussten alte Menschen niemanden suchen, weil sie in ein Altersheim abgeschoben wurden. Damals lebten wir Alten bis zum Tod in unseren Familien oder in der Dorfgemeinschaft. Aber heutzutage müssen wir alleine auf unseren Tod warten und sehen ihn bald als Erlösung von unserem Dasein an.“

„Ich weiß doch Tante, aber ich habe dir auch oft gesagt, dass es an jedem Einzelnen liegt, ob er sich im Heim wohl fühlt. Schau zum Beispiel deine Zimmer-

kollegin an, die bekommt jeden Tag Besuch und erfreut sich auch sonst an ihrem restlichen Leben...“

Er weiß gar nicht, warum er wieder mit seiner Tante über dieses Thema streitet, denn er ist ja eh entschlossen, heute nachzugeben.

Sie reicht ihm wieder mit Tränen in den Augen den Zettel hin. Dabei wird es dem Neffen übel. Ob es wirklich eine Lösung wäre, dem eigenen Leben oder auch dem eines anderen ein Ende zu setzen? Aber trotz seiner Widersprüche macht er doch das, was er sich für heute vorgenommen hat, greift nach dem Zettel und verspricht ihr fest, sich darum zu kümmern.

Eine Woche später ist die Annonce aufgegeben und der Zettel vernichtet.

Tags darauf läutet in der Junggesellenwohnung des Neffen gegen 22.00 Uhr das Telefon. Er wundert sich, wer zu so später Stunde noch anruft. Neugierig nimmt er den Telefonhörer ab.

Am anderem Ende meldet sich eine Stimme, der nicht anzuhören ist, ob sie zu einem Mann oder zu einer Frau gehört.

Sie spricht: „Sind Sie derjenige, der die Annonce aufgegeben hat?“

„Ja!“

„Gut dann hören Sie zu. Legen Sie einen Briefumschlag mit dreißigtausend Mark in Zehn-, Zwanzig- und Fünfzigmarkscheinen am Hauptbahnhof in das

Schließfach Nummer 40 mit allen nötigen Angaben und einem neuen Bild des zu Erlösenden, damit ich den Auftrag ausführen kann.“

Das mit dem Brief gefällt Gottlob nicht, weshalb er meint: „Ich habe meine Bedenken, was diesen Brief angeht, denn Sie könnten mich damit erpressen!“

Die Stimme am anderem Ende antwortet: „Also hören Sie, ich bin kein Erpresser, sondern jemand, der leidenden Menschen hilft, ihrem Leben ein Ende zu setzen und dafür verlange ich halt vernünftige schriftliche Hinweise zur Person mit einer finanziellen Risikobeilage. Und erpressen möchte ich Sie bestimmt nicht oder denken Sie etwa, dass ich Sie bei der Polizei anzeigen könnte? Aber falls Sie auf Nummer sicher gehen wollen, kaufen Sie eine neue Schreibmaschine, auf der Sie den Brief schreiben und danach beseitigen Sie die Maschine, damit nicht nachträglich herausgefunden werden kann, dass der Brief auf dieser Maschine getippt wurde. Hinterlassen Sie keine Fingerabdrücke auf dem Briefpapier und auch sonst nirgends! Und verwenden Sie kein Foto des zu Erlösenden, das ihrem Bekannten- und Verwandtenkreis bekannt ist. So werden Sie sich nicht nur vor einer Erpressung schützen, sondern auch davor, dass Sie versehentlich der Polizei irgendwelche Hinweise auf Ihre Person geben“. Nun redet der Killer langsamer und deutlicher: „Legen Sie den Schlüssel des Schließfaches direkt auf das Schließ-

fach, aber seien Sie vorsichtig, dass Sie niemand beobachtet. Das wäre dann alles!“

Die Leitung ist unterbrochen.

Zwei Tage nach dem Anruf sitzt um 23.30 Uhr eine Nachtschwester im Stationszimmer. Sie nimmt gerade einen Schluck Kaffee, als eine Lampe aufleuchtet. Die Schwester murmelt: „Oh, was ist denn jetzt schon wieder? Das ist nun das dritte mal heute Abend, dass jemand klingelt.“

Sie trinkt hastig noch einen Schluck Kaffee und schreitet zu einem Zimmer, in dem eine Frau wartet, die nicht allein auf die Toilette kann.

Diese Zeit nützt eine unbekannte Gestalt, um zu Frau Wochners Zimmer zu schleichen.

Im Zimmer schlafen Frau Wochner und ihre Zimmerkollegin tief und fest. Die Gestalt nimmt ein Sitzkissen, schleicht zu Frau Wochners Bett, bückt sich über die Gitterstäbe des Pflegebettes und drückt das Kissen fest auf das Gesicht des Opfers. Reflexartig versucht es nach Luft zu schnappen, doch dazu ist die alte Frau viel zu schwach.

Als der Tagdienst beim morgendlichen Rundgang die Leiche von Frau Wochner entdeckt, herrscht im Heim helle Aufregung. Nicht weil eine Tote im Bett liegt, das ist schließlich nichts Außergewöhnliches, denn hier wird mehr gestorben als anderswo. Aber dass ein Leichnam daliegt mit einem Kissen auf dem

Gesicht, macht dem Tagdienst sofort bewusst, dass da wohl der Killer, über den in den Zeitungen, Radio und Fernsehsendern des öfteren berichtet wurde, zugeschlagen haben muss.

Nach einer Stunde ermittelt die Mordkommission am Tatort. Georg Brug schaut sich um.

„Hallo Herr Brug!“ ruft eine attraktive 32jährige blonde Frau.

Georg dreht sich um und sieht seine einsfünfundachtzig große Kollegin Antje Huber. Seit einem halben Jahr ist sie die Nachfolgerin von seinem alten Kollegen, der in den Ruhestand gegangen ist.

Georg findet, dass seine Kollegin so aussieht wie eine Frau aussehen sollte. Sie hat langes blondes Haar und eine sportliche Figur. Die Frau sieht schlichtweg aus wie die Hauptperson in einem kitschigen Groschenroman.

Sie fragt: „Und, war es wieder der Humane Killer?“ „Ja“, gibt Georg kurz zurück.

Der Killer bekam seinen Namen von den Medien, weil er ausschließlich die Menschen ermordet, die krank, behindert oder alt sind. Es kam sogar soweit, dass in einigen Zeitungen, Radio- und Fernsehsendern schon darüber diskutiert wird, ob der Humane Killer überhaupt mordet oder lediglich Menschen von ihren Qualen befreit.

Frau Huber fragt: „Und, gibt es schon einen Hinweis?“

Georg gibt Antwort: „Ja, ein Neffe ist der einzige, von dem die Frau – wie heißt sie noch?“ Er schaut auf die Akte, die er in der Hand hält. „Ach ja, genau, Wochner, Maria-Luise Wochner – regelmäßig Besuch bekam.“

„Ist er schon benachrichtigt?“

„Ja, habe ich schon erledigt. Er müsste jeden Augenblick eintreffen.“

Blitzlicht leuchtet auf und ein Reporter kommt auf die beiden zu: „Herr Hauptkommissar Brug, war das nun das elfte Opfer des Humanen Killers? Gibt es schon irgendwelche neuen Ergebnisse oder tappt die Polizei immer noch im Dunkeln?“

„Nein, die gibt es nicht und jetzt gehen Sie bitte, damit Sie die Ermittlungen hier nicht weiter stören. Sie können sich ja von unserer Pressestelle nähere Informationen holen.“

Doch der Reporter bleibt hartnäckig und macht noch einige Fotos, woraufhin zwei Polizeibeamte ihn hinausbegleiten.

In der Zwischenzeit ist der Neffe eingetroffen und wird im Stationszimmer von Georg und Frau Huber verhört.

Es dauert nicht lange, bis der Neffe mit Schweiß auf der Stirn gesteht: „Ja, ich habe den Killer beauftragt, meine Tante zu beseitigen!“

„Aber warum nur?“ fragt Frau Huber betroffen.

„Warum, warum? Weil meine Tante mir seit Wochen in den Ohren liegt, ich soll mich um den Humanen Killer kümmern.“

Darauf erwidert Georg: „Na ja, wie wir sehen, haben Sie das ja gewissenhaft getan. Aber sagen Sie, sind Sie sicher, dass Sie nicht mehr wissen, über welche Zeitung Sie Kontakt zu dem Mörder aufgenommen haben?“

„Ja, wie ich Ihnen schon sagte, habe ich den Zettel, den mir meine Tante gab, verbrannt.“

Plötzlich geht mit einem Ruck die Türe zum Stationszimmer auf, die Altenpflegerin Frau Ganter stürzt herein, springt zum Neffen und brüllt: „Sie dreckiger Schweinehund! Nur Sie können doch den Killer bestellt haben! Warum haben Sie das getan?“

Frau Huber hält Frau Ganter am Arm fest und versucht sie zu beruhigen. Doch Frau Ganter wird noch lauter: „Das ist die einfachste Methode, einen schwachen Menschen abzuschlachten wie ein krankes Tier, anstatt man sich selber für ihn Zeit nimmt!“

Der Neffe schaut sie kreidebleich an und versucht sich zu rechtfertigen: „Das war meiner Tante ihr sehnlichster Wunsch.“

Frau Ganter nun etwas ruhiger: „Ach nein, wie menschlich von Ihnen!“ jetzt wird ihre Stimme wieder etwas lauter. „Und dass Sie sich mehr Zeit nehmen könnten, um Ihre Tante zu besuchen, damit

sie nicht so einsam gewesen wäre, auf die Idee sind Sie wohl nie gekommen? Sie sind genauso mies wie viele Angehörige von den Heimbewohnern. Zuerst schiebt Ihr diese Menschen, die ihr ganzes Leben lang für die Familie gearbeitet haben, ins Altersheim ab und dann kümmert Ihr euch einen Dreck um sie! Da braucht es einen ja nicht wundern, wenn Menschen wie Ihre Tante den Tod als Erlösung von solch einem Leben sehen, in dem man sich wie eine riesige Last vorkommt.“

Frau Ganter verstummt. Der Neffe schweigt.

Frau Huber ergreift nun das Wort: „Sie haben ja gar nicht so unrecht, aber bitte gehen Sie jetzt.“ dabei schiebt sie Frau Ganter sanft aus dem Raum.

Kurzes Schweigen. Dann findet der Neffe wieder die Sprache: „Und was geschieht jetzt mit mir?“

Georg steht auf und schaut zu einem Fenster hinaus, dabei antwortet er: „Das kommt auf den Richter an. Die Anklage kann auf Beihilfe zu Mord lauten und Sie müssen mit einer Gefängnisstrafe rechnen.“

Nach diesen Worten geht die Tür auf und zwei uniformierte Polizisten führen den Neffen in Handschellen ab.

Mord an einem Unfallopfer

Mit ausgestreckten Beinen und geschlossenen Augen sitzt Georg neben einer Telefonzelle auf einer Bank. Dabei lässt er sich die Sonne ins Gesicht scheinen, die vom wolkenlosen Himmel herunter strahlt. Langsam zieht er die Beine an, öffnet die Augen, steht auf und streckt sich. Jetzt hat er endlich die Antwort für Caroline gefunden und schlendert zur Telefonzelle. Kurz darauf meldet sich Caroline.

„Sommer.“

„Hallo ich bin’s!“

„Ach du, was gibt es denn so Wichtiges, dass du mich gerade jetzt anrufst, wo du doch genau weißt, dass ich zum Dienst muss?“

Caroline ist mit Leib und Seele Kinderkrankenschwester und arbeitet, nachdem sie nach Sabrinas Geburt sechs Jahre zu Hause war, wieder in ihrem erlernten Beruf in einer Universitäts-Kinderklinik.

Georg antwortet: „Na ja, ich dachte, dass ich dich darüber informieren will, dass ich mich entschlossen habe, was unsere Heirat betrifft.“ er legt eine Pause ein.

Caroline mit ungeduldiger Stimme: „Ja, und? Jetzt sag schon!“

Georg fährt fort: „Nun ich finde, dass ich seit 1968, als ich voll mit der Studentenrevolte sympathisierte...“

Sie unterbricht ihn: „Ist ja schon gut, das weiß ich ja

schon alles, das erzählst du mir ja bald jede Woche.“ Jetzt holt Georg tief Luft und gibt Antwort: „Also kurz und bündig, ich bin in den letzten Jahren ein so gut angepasster Bürger geworden, dass ich auch eine bürgerliche Ehe führen kann, auch wenn ich es bis jetzt nicht richtig wahrhaben wollte.“

„Heißt das, wir heiraten endlich?“

„Genau!“

„Das wird gefeiert, Georg. Ich nehme heute Urlaub und kauf für ein gutes Essen ein – oder noch besser, wir gehen heute mit allen Schikanen essen! Das muss ich Sabrina erzählen. Endlich bekommt sie eheliche Eltern! Obwohl ihr das glaube ich egal ist. Also, bis dann Liebling!“

Sie legt auf. Georg geht wieder Richtung Bank und ist jetzt doch glücklich darüber, zugestimmt zu haben, denn es wird auch endlich Zeit, dass man aus der Lebensgemeinschaft langsam steuerlichen Nutzen ziehen kann, was ihm als weitere Rechtfertigung für sein Ja-Wort gilt.

Er setzt sich wieder auf die Bank, schließt die Augen, lässt die Sonnenstrahlen aufs Gesicht scheinen und denkt: „Wann hat sie eigentlich das letzte Mal Liebling zu mir gesagt? Ist es drei, vier fünf Jahre oder länger her? Und jetzt sagt sie zu mir doch allen Ernstes ‘tschüss Liebling’. Da sieht man, was eine bevorstehende Ehe ausmachen kann, oder vielleicht auch nicht...“

Der 23jährige Berthold Messer sitzt in seiner 2-Zimmer-Wohnung in einem Rollstuhl und erinnert sich, wie sein Leben war, bevor er querschnittsgelähmt wurde. Er erinnert sich daran, wie er Sportwettbewerbe gewann und jeden Freitag und Samstag in die Disco ging. Er denkt: „Waren das damals super Zeiten und tanzen konnte ich, wie kaum jemand sonst und wenn nicht Alexandra gewesen wäre, hätte ich alle zwei Wochen eine andere Freundin haben können. Er wirft einen Blick an die Wand, an der sein Gesellenbrief als Werkzeugmacher hängt.

„Ja, den Meister wollte ich noch machen und vielleicht einmal eine kleine Firma gründen, ein Haus bauen, Alexandra heiraten und mit ihr zwei oder drei Kinder haben. Und was ist jetzt aus all dem geworden?“

Nun verfällt er – wie so oft – in ein depressives Tief. Wieder tauchen Selbstmordgedanken auf, die Sehnsucht nach den Tod, um endlich frei von diesem Leben zu sein. Doch er hat Angst, selber Hand an sich zu legen und dabei zu versagen.

„Sie konnte sich mit mir keine Zukunft mehr vorstellen und dass, obwohl wir fünf Jahre zusammen waren. Haa-haa wir schworen sogar bei unserer Verlobung ewige Treue. Ja, ja anfangs in der Reha-Klinik stand sie noch zu mir, aber nach einem Jahr in der Klinik machte sie Schluss. Sie konnte einfach nicht mehr mit mir leben. Na ja, ich kann's ihr nicht

übel nehmen. Vielleicht hätte ich an ihrer Stelle auch so gehandelt.“

Arnold Messer schaut nun aus dem Fenster seiner Wohnung im siebten Stock eines sechszehnstöckigen Hochhauses. Er sieht ein Hochhaus am anderen und auf den Gehwegen eilen Menschen aneinander vorbei. Dabei vertieft er sich noch mehr in Gedanken. „Hier lebe ich jetzt nach einem zweijährigen Klinikaufenthalt ohne Arbeit und ohne Freunde. Sicherlich ich könnte einen neuen Beruf lernen, aber für wen? Für Alexandra? Nein, Zukunftspläne gibt es nur noch in meinen Erinnerungen. Dabei hätte alles anders kommen können, wenn nur nicht dieser verdammter Motorradunfall gewesen wäre.“

Er heult.

„Wie schnell kann es doch gehen, man fährt zu schnell in eine Kurve, kommt von der Straße ab, nimmt noch wahr, wie man versucht, das Motorrad unter Kontrolle zu kriegen, dann kommt ein Schlag und das Leben nimmt einen beschissenen Lauf.“

Arnold Messer beobachtet durch das Fenster, wie unten auf dem Hof kleine Gruppen von Jugendlichen sich mit ihren motorisierten Zweirädern treffen. „Wenn doch wenigstens jemand von früher zu mir kommen würde, dann wäre ich wenigstens nicht so verdammt einsam. Aber für meinen Freundeskreis bin ich uninteressant geworden. Das war in der ersten Zeit nach dem Unfall anders. Da bekam ich